

# Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

(9. Fortsetzung.)

Königsged zog Gisela so eng an sich, daß ihr der Athem fast verging. Ihr schöner, schwarzlockiger Kopf lag an seinem laut schlagenen Herzen. „Dein!“ sagte sie ganz leise. „Ob wir leben oder sterben — wir sind eins! Du hast recht. Meines Vaters Widerpruch, die Feindseligkeiten — all das liegt jetzt so weit weg von uns — ganz fern wie im Nebel. Mir ist, als hätte ich erst in diesen Tagen, da ich so viele sterben sehen mußte, den wahren Werth des Lebens, die Unerschöpflichkeit unserer Liebe, unserer eigentlichen Wesens, die Wichtigkeit aller Streitigkeiten einsehen gelernt.“

„Geliebte!“ Er nahm ihre Hände. „Wenn Du ahnst, was ich um Dich gelitten habe und noch leiden!“ Sie schickte sanft über seine Stirn. „Ich mußte Dich auch in den Krieg gehen und hier Deine tranken Freunde und Untergebenen pflegen lassen. Bodo. Durfte ich mich da durch Deine Angst in meiner Pflicht beirren lassen?“

Er seufzte, indem er ihr blaßes Gesicht mit ängstlicher Sorge prüfend ansah. „Du fühlst Dich doch wohl, Liebste?“

„Ganz gesund bin ich, Bodo. Aber selbst wenn ich krank werden und sterben sollte — das wäre mir leichter wie ein Leben ohne Dich.“

„Das Leben trennt uns nicht mehr, Gisela. Ich will auf alle Deine berechtigten Ansprüche verzichten — ja, das Deinem Vater — wenn Du nur mein Herz und sofort aus diesem Hause gehst.“

„Wenn Du gehst — nicht eher!“

„Schon morgen früh brechen wir auf mit allen leichter Erkrankten, die ich transportieren lassen kann. Der Grabstein ist leer, da die preussische Besatzung abgerückt ist. Im Guten oder Bösen schaff ich uns da Raum. Die Schmertentänze kommen ins Lager. Mein armer Oberst wird in Prag in fremder Erde liegen. — Wirst Du zu Deinem Vater reisen, Gisela?“

„Nein — Papa ist Gast in Schönbrunn beim Kaiser. Ich gebe zu meiner Freundin, der Erzherzogin Mathilde, nach Hiebing bei Wien. Aber erst, wenn Ihr fort seid. Dann habe ich meine Pflicht hier getan. Unnütz ängstigen will ich Dich nicht, Bodo — kannst Du mir böse sein, daß ich blieb, so lange Du hättest hier krank werden können?“

„O Du!“ sagte er nur und umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen. „Du fühlst, besiegte Feindin bist ja doch in allem die Siegerin geblieben. Wirst Du mir bald und oft schreiben, Gisela? Auch wenn Dein Vater es Dir verbieten sollte?“

„Ja, Bodo. Nach Wien zur Botschaft kommst Du wohl nicht wieder?“

„Nein, das ist zu teuer für mich — jetzt, da ich ernstlich an einen eigenen Hausstand denken muß. Eine Schwadron in einer kleinen Garnison ist das Ziel meiner Wünsche. Für meine stolze Gräfin freilich ein bescheidenes Loos.“

„Mit Dir ist's überall schön für mich. Wir wir vom Glück träumen — und find dem Tode so nah!“

„Geh jetzt, Liebste!“ bat er erschrocken. „Ich bin egoistisch, Dich hier zu behalten.“

„Schied mich nicht fort, laß mich bei Dir bleiben! Ich könnte jetzt nicht allein sein!“ Sie schmeigte sich fester an ihn. „So möchte ich bleiben in Deinem Arm.“

„Halb träumend, halb wachend, eng umschlungen, saßen sie die lange Sommernacht hindurch am offenen Fenster. Die Kerzen waren heruntergebrannt. Ein blaues Rauchwölkchen kräufelte sich in der Luft über dem Bett des Gestorbenen, auf dessen erst so entstellten Rücken jetzt der tiefe Friede, die feierliche Hölle des Todes ausgebreitet lag.“

Der Morgen dämmerte rosig herein, die Hähne krächten auf dem Hof, man hörte Pferdegetrappel — Menschenstimmen.

Ihr Gesicht glühte, als sie den Namen aussprach.

Prinzess Friede schickte ihr die Loden. „Du meinst es gut, Mathilde. Aber Du tannst Dich doch nicht ganz in unsere Empfindungen hineinsetzen. Ich habe es selber nicht gemerkt, wie verwaschen ich mit der Heimath bin — bis ich sie verlassen mußte.“

„Es ist doch aber so schön hier!“

Erzherzogin Mathilde's Blicke richteten sich auf die zartgeschwungene Linie der blaushimmelschen Berge des Wiener Waldes, die man vom Fenster aus sehen konnte. Die Bäume im Garten vor der Villa Braunschweig leuchteten in den bunten Farben des Herbstes vom lichten Gold bis zum tiefen Orange.

„Ja — sehr schön! Aber es ist nun einmal nicht meine Heimath, Mathilde. Nachts kann ich nicht schlafen, weil ich das einödrige Bläulichen der Fontäne in Herrenhausen vermisse. Viel mehr wie die Berge liebt ich die Ebene mit ihren weit ausgeprägten Feldern, dem freien Blick in unbegrenzte Fernen hinein. — Können Sie meine Sehnsucht verstehen, Gisela? Aber Sie waren wohl noch niemals lange aus Ihrer Heimath fort?“

„Ich glaube, ich hänge mehr an den mir lieben Menschen, als an der Gegend, in der ich wohne,“ meinte Gisela nachdenklich. „Mit einem geliebten Menschen zusammen würde meine Seele sich überall heimisch fühlen.“

„Beides gehört für mich zusammen“, sagte Prinzess Friede und trat aus der Glashür des chinesischen Saales hinaus ins Freie.

Die anderen folgten ihr. Geranien, Asters, Geranien leuchteten in bunter Farbenpracht auf den Beeten. Die Wiese, in die der Park überging, der mit den Gärten von Schönbrunn zusammenhängt, war mit Herbstblumen reich besetzt. Lange Marienfliegen wehten wie zerrissene Schleier durch die reine, klare Luft.

Die Erzherzogin Mathilde schlug lachend mit der Hand nach sich ein ein Silberfaden. „Alte Weiber sind, Gisela — tannst Du Dir das ausdenken? Ich möchte nicht alt werden — nein, immer jung und hübsch will ich bleiben, wie heute!“

„Wie schön alles ist! Sieh mal, die Birke regnet Gold. Alle Märchen werden heute wahr — auch das von den Bäumen, das andere Blätter haben wollen. Die Blätter sind wirklich zu Edelsteinen und Gold geworden. Ach, die dummen Menschen, die nicht an Wunder und Märchen glauben — das ganze Leben ist doch ein wunderbares Märchen!“

Sie tanzte unter den Bäumen hin wie ein großer weißer Schmetterling. Die Sonne spann lauter Goldfäden aus ihren langen blonden Locken.

Die beiden anderen folgten langsamer.

„Wie süß sie ist — immer fröhlich, und doch führt sie eigentlich ein trauriges Leben bei dem strengen Vater und der unangenehmen Stiefmutter!“ sagte Prinzess Friede gerührt.

Als sie an der Wiese anlangen, kniete Mathilde schon im Gras und pflückte eifrig einen großen Strauß Herbstzeitlosen. „Hilf mir, Gisela!“ bat sie. „Wir wollen heut zur Tafel alle drei Kränze von den hübschen Blumen tragen. Friede, Du auch!“

Prinzess Friede schüttelte den Kopf. „Ich trage keine Blumen. Ich gehe nur in schwarzen Kleidern, so lange wir Verbannete sind.“

„Wir aber huldigen Dir, schöne Königsstochter!“ Mathilde hielt ihr einen Blütenstrauch entgegen. „Ihr Fröhsinn sprudelt über. Jedes traurige Wort verwandelt sie zum Scherz.“

„Mathilde, nimm Dich in acht!“ warnte Gisela. „Herbstzeitlosen sind giftig, und Du hast keine Handschuhe an.“

„Wie ängstlich Du für mich bist und hast dabei in Prag Choleraanfalle gepflegt, ohne Dich vor Ansteckung zu fürchten. Mich friert, wenn ich nur daran denke.“

„Arme Gisela, Sie haben wirklich schwere Tage durchgemacht!“ sagte Prinzess Friede mittheilig. „Graf Hallermund hat uns davon erzählt. Wir bewundern alle Ihren Muth.“

„Es waren schwere, aber doch schöne Tage“, wie Gisela etwas kurz abkam. „Mathilde, wir haben jetzt Blumen genug, um zehn Kränze damit zu schmücken.“

„Buntes Laub muß ich noch haben. Ich will den dicken häßlichen Pagoden im chinesischen Saal Kränze von Buschblättern aufsetzen. Die Insekten so hübsch, wenn die Köpfe wackeln.“ Sie lachte hell auf und griff nach den tief herabhängenden Zweigen. „Die kann ich erreichen! Aber hier die B utube hebt ihre Kräfte so hoch. Wie schade — gerade das rote Laub ist so schön!“

Sie blieb mit erhobenen Händen stehen. Die weiße, ätherische Gestalt mit den goldblühenden Loden hob

sich mit den wie sehnüchlich erhobenen Armen in unbewußter Anmuth malerisch ab.

„Kann ich helfen?“ fragte da eine tiefe weiche Stimme.

Die junge Erzherzogin fuhr erschrocken herum. Die Hände fielen schlaff herunter, ihr Gesicht glühte. „König Ludwig!“ sagte sie leise.

Gisela nickte tief. Prinzess Friede, die den anderen den Rücken gewandt hatte, hatte schon längst die hohe, trätige Männergestalt in dem grünen Jagdzug, das Gewehr über der Schulter, auf sich zukommen sehen. Sie gönnte aber der Freundin den kleinen Schrecken — und dem König den reizenden Anblick. Seinem künstlerischen Blick gefiel das Bild auch sichtlich. Seine großen dunkelblauen Augen mit dem schwermüthig-schwärmerischen Blick leuchteten auf. „Majestät bringen auf der Jagd?“ fragte die Prinzessin.

„Ja — ich wollte gern ganz früh die Herbstjagd mit der Berge ziehen sehen. Am Schießen lag mir weniger“, antwortete König Ludwig. „Ich gehe gern im Nebel wie mit einer Tarnkappe — man sieht alles, und wird selbst nicht gesehen. Alle Grenzen verschieben sich — eigenthümlich groß erscheint jeder Gegenstand, die aufgeschichteten Holz- oder Steinhäufen sind merkwürdige Ungeheime geworden. Die Wurzeln kriechen wie Schlangen über den Weg. Wenn dann der Nebel fällt, sieht man, was man sich alles einbildet hat. Wie anders die Wirklichkeit ist — viel enger und kleiner!“

Er stockte. Etwas an seinen eigenen Worten fiel ihm auf. Wie eine Anspielung auf seine geliebte Verlobung erschien es ihm. Als die Zauberschleier rissen, mit denen seine Phantasie damals die geliebte Braut geschmückt hatte, da sah die Wirklichkeit auch so ganz anders aus. Von der idealen Frauengestalt, die er angebetet hatte, blieb ein eitles, oberflächliches Mädchen zurück, dem nur am Glanz der Stellung, nichts an seiner heißen Liebe lag.

Vorüber — er wollte nicht daran denken!

„Von dem rothen Laub möchte ich gern einige Zweige haben“, bat ihn Mathilde.

König Ludwig zog sein Jagdmesser aus der Tasche. Schmitt einige Aeste ab und hielt sie ihr hin.

„Wie schön das glänzt!“ Sie ließ die Sonne durch das rote Laub glitzern.

„Mathilde will den Pagoden in meines Vaters Saal Kränze davon flechten“, sagte Prinzess Friede.

König Ludwig lächelte, wie man sich über die nettschen Einfälle eines übermüthigen Kindes belustigt.

Die Erzherzogin Mathilde wehrte ab. „Nein — nein, das Laub ist zu hübsch für die häßlichen Götzenbilder. Das hält sich in einer hohen Waise noch lange — ich nehme es mit nach Hause.“

„Das Laub ist nur schön in der Beleuchtung, entgegnete der König nachdenklich. „Sowie Sie es aus dem Sonnenschein fortnehmen, sieht es jaßl oder verdorrt aus. Die Blätter sind todt, nur die Sonne giebt ihnen den Ansehen der Frische — ein Bild unseres Daseins. Die Dinge stellen sich so dar, wie unsere Stimmung sie uns zeigt; die allein giebt ihnen Farben und Glanz, an sich sind sie leblos und kalt. Darum reißt mich immer in die Kunst, weil die uns eine zauberhaft schöne Welt zeigt, während die der Wirklichkeit grau und öde ist.“

„Aber das Erwachen aus solchen Träumen muß dann doppelt hart sein“, wandte Prinzess Friede ein. „Manchmal — ja. Aber gar nicht in der Phantasie, gar nicht im Reich der Schönen zu leben, erscheint mir doch das trostloseste Loos von allem.“

„Wie recht haben Eure Majestät!“ Erzherzogin Mathilde sprach die förmliche Anrede mit solcher Hingebung aus, als wolle sie am liebsten in die Kniee dabei sinken.

„Aber Mathilde, wir sind doch nahe Verwandte!“ vermis der König. „Sie haben mich doch früher anders genannt. Können Sie keine hübschere Anrede mehr finden?“

Neben seiner hohen Gestalt erschien die zarte, feingliedrige Erzherzogin noch ätherischer. Wie ein Sonnenstrahl gaukelte sie neben ihm her.

Gisela's Augen glänzten, wenn sie den König und ihre Freundin ansah. Zarte Fäden, so fein und durchsichtig wie das Marienhaar in der Luft, spannen sich in diesen goldgelänzten Herbsttagen zwischen diesen beiden an.

Gemeinsam bewandelten sie den herrlichen Morgenparkweg.

König Ludwig kam sehr oft nach der Villa des Erzherzogs Albrecht und nach der Villa Braunschweig herüber. Er erwiderte dem entthronten König Georg jede zarte Aufmerksamkeit und Rücksicht, aber die Politik wurde auch zwischen ihnen nie erwähnt. König Ludwigs Interesse an dem unglücklichen Welfenhaus war ein rein menschliches, haatsumwägendes Pläne gediehen nicht hinter seiner schönen, genialen Künstlerstirn.

Prinzess Friede hatte eine energischere Anteilnahme an dem Gescheh von Hannover seitens der Beherrscher von Oesterreich und Bayern erwartet. Sie empfand diese Gleichgültigkeit sehr bitter, und ihre verletzten Gefühle trugen nicht dazu bei, ihr den Aufenthalt angenehmer zu machen. Ihre liebste Beschäftigung war es, ihrem blinden Vater vorzulesen und Briefe für ihn zu schreiben. Allmählich distanzierte ihr der König auch seine

geheime politische Korrespondenz. Sie war daher vollkommen orientirt über die Ziele und Maßnahmen der „Grenzlegion“, deren Organisation rüstig vorwärts schritt.

Dadurch hörte sie auch oft von Rammingen. Seine Briefe berührten immer wieder aufgerichtet, er wäre zusammengebrochen. Aber allein wollte und mußte er sich helfen. Fremde Mächte würden wenig thun, und sein Stolz hätte derartige Einmischungen auch schlecht vertragen. Es widerstrebt ihm, durch die Hilfe anderer zurückzuzurückhalten, was ihm erb- und eigenthümlich gehörte. Nur sein treues Volk allein sollte seinem vertriebenen König die Krone wieder schaffen. Dieser Gedanke, diese Hoffnungen machten ihn jeder ruhigen, vernünftigen Ueberlegung immer unzugänglich; sie wurden schließlich fast zur fixen Idee.

Herr v. Medem schüttelte zwar an all diesen Hoffnungen bedenklich den Kopf, und Graf Hallermund lag hauptsächlich daran, ein geheimes Bündniß mit Frankreich zu Stande zu bringen. Dazu bedurfte man aber Geld — immer wieder Geld. Die Gefahr lag nahe, daß Preußen, wenn es von all diesen Plänen etwas erfuhr, auch auf das königliche Privatvermögen Beschlagnahme legte. Das war jedenfalls das sicherste Mittel, um die welfischen Bestrebungen zu unterbinden.

Von all diesen Dingen wurde natürlich in der Villa Braunschweig nur im allerengsten Kreise gesprochen. Sogar die Anwesenheit König Ludwigs, des Erzherzogs Albrecht mit Gattin und Tochter verboten jede Andeutung, obgleich der Erzherzog Albrecht ein grimmiger Preußenfeind war und den verlorenen Krieg bitter empfand wie der lebensfreudige Kaiser selber. Nur selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, wenn er irgend einer preussischen Maßnahme oder Persönlichkeit einen Hieb versetzen konnte.

Darin harmonirte er vorzüglich mit dem alten Grafen Waldstein, der heute ebenfalls an König Georgs Tafel in der Villa Braunschweig war. „Mein ganzes Palais haben die Preußen mir verbrannt!“ behauptete er, als nach beendetem Mahl die Herrschaften in dem durch bunte Lampen malerisch beleuchteten chinesischen Saal beim Kaffe herumstanden. „Eine Kommission untersucht das ganze Gebäude und behauptet, ein Brunnnen fünde direkt mit den Kloaken von Prag in Verbindung. Dadurch sei der Seuchenerd entstanden. Diese Parren! Sie sind wahrlich von den Preußen bestochen worden.“

„Aber lieber Freund, mit dieser Annahme geben Sie doch wohl etwas zu weit“, begütigte Graf Hallermund. Er nahm König Georg die geleerte Kaffeetasse aus der Hand und schob sie zwischen die Pagoden auf den Sims.

Die Erzherzogin Mathilde gab dem Kopf des ihr zunächst sitzenden Götzen einen Stoß. Sie und Prinz Ernst fanden ein unerhörtes Vergnügen daran, die Köpfe der Pagoden wackeln, die Glöckchen klingeln zu lassen.

Die Erzherzogin Albrecht warf ihrer Stieftochter einen strafenden Blick zu. Anders wie mißbilligend sah sie das reizende kleine Wesen überhaupt niemals an, obgleich sich nichts Halbes denken ließ als die Erzherzogin in ihrem weißen, luftigen Spitzenkleid, einen Kranz rother Buchenblätter und lila Herbstzeitlosen in den blonden Locken. Sie sah auf einem der niedrigen chinesischen Hockerchen, den Kopf ein wenig gesenkt, und klimperte lustig mit den Glöckchen. Der Blütenstrauch an ihrer Brust hob und senkte sich leise bei jedem Athemzuge.

„Mathilde!“ Die Stimme der Erzherzogin Albrecht klang dünn und effigialer. „Du störst die Unterhaltung!“

Mathilde ließ den Faden, der die Glöckchen bewegte, los, ein feiner silberheller Ton schwirrte nachkommend durch den Raum. „Seh Dich ein bißchen vor mir hin, Ernst!“ bat sie den Prinzen leise. „Ich muß eine Cigarette rauchen — ich halt's nicht länger aus. Nur schau, daß Dein Rücken so schmal ist!“

„Der vom König Ludwig ist freilich breiter!“ scherzte Prinz Ernst. „Soll ich den holen?“

„Nein — nein!“

Aber der Prinz hatte bereits dem König, der nicht weit von ihm stand, die Bitte ins Ohr geflüstert.

„Als Wandhühner soll ich also benützt werden?“ König Ludwig lachte gutmüthig, indem er herantret. „Ist denn das Rauchen gar so streng verboten, Mathilde?“

„Die Frau Stiefmama will's absolut nicht leiden. Mein Mütterchen aber hat immer geraucht. Finden Sie es auch häßlich, Ludwig?“

„Gar nicht. Der König sah mit zärtlichem Lächeln in ihre fragend zu ihm aufgeschlagenen Augen. Wie süß die waren, groß und lichtblau wie Bergknechtchen. Seine stattliche Figur verdeckte die Erzherzogin Mathilde vollständig.

Prinz Ernst wollte sich todtlachen, wenn sich ab und zu ein kleines blaues Rauchwölkchen zwischen des Königs Arm hindurchstahl, und die Erzherzogin Albrecht mitternd die Nase hob.

Auch Mathilde und sogar der sonst so ernste König Ludwig konnten das Lachen darüber nicht unterdrücken.

König Georg hielt seinen Kopf nach der Seite hin, von der der verknüppelten Töne kamen. Sein Gesicht trug jetzt oft einen hordenden Ausdruck. Er wollte so gern die Stimme, das Lachen seines Lieblings Friede aus dem frühlichen Concert herausführen. Vergeblich! Sie war ernst und stumm aus der Marienburg zu ihm zurückgekehrt. Sie trug den Verlust der Heimath schwerer als der Sohn, der doch

eigentlich am tiefsten davon betroffen ward.

König Georg seufzte. Bitterer wie alles andere war ihm die ungewisse Zukunft seiner Kinder. Hätte ihn nicht der feste Glaube an die einflige Wiederherstellung seines Königreichs immer wieder aufgerichtet, er wäre zusammengebrochen. Aber allein wollte und mußte er sich helfen. Fremde Mächte würden wenig thun, und sein Stolz hätte derartige Einmischungen auch schlecht vertragen. Es widerstrebt ihm, durch die Hilfe anderer zurückzuzurückhalten, was ihm erb- und eigenthümlich gehörte. Nur sein treues Volk allein sollte seinem vertriebenen König die Krone wieder schaffen. Dieser Gedanke, diese Hoffnungen machten ihn jeder ruhigen, vernünftigen Ueberlegung immer unzugänglich; sie wurden schließlich fast zur fixen Idee.

Prinzess Friede mit ihrem felsenfesten Glauben an die zusammengetretene Grenzlegion besäufte ihn mit dem Enthusiasmus der Jugend in diesen ausichtslosen Träumen. Um das Unerreichte wiederzugewinnen, gingen so alle Möglichkeiten, das Erreichbare zu erlangen, langsam aber sicher zu Grunde.

Die Prinzessin errieth jede Miene ihres Vaters. Sie trat leise hinter seinen Stuhl. Er fühlte sofort, daß es ihre Hand war, die seine Schulter berührte. Ein zärtlicher Ausdruck glitt über sein vergrämtes Gesicht. Sie ließ ihre Hand auf seiner Schulter liegen, während sie, aufrecht stehend bleibend, der erregten Auseinandersetzung des Grafen Waldstein lauschte. Jeden Einwurf, jeden leisen Zweifel, den die Zuhörer zu äußern wagten, wies er mit Entrüstung ab. Er steigerte sich immer mehr in seinen Behauptungen, schließlich hatten die Preußen ihm nicht nur sein Palais verbrannt, sondern auch auf jede Weise beschädigt.

„Aberger wie Lärren und Kosken haben sie in meinem Schloß gehauht“, erzählte er. „Der Kastellan sagt, alle Tapeten müßten herunter, alle Teppiche und Möbel gereinigt werden.“

„Welch ein Vandalismus!“ beugerte der Erzherzog Albrecht. „Nicht einmal vor historischen, unerlöschlichen Kostbarkeiten hatten sie also Achtung!“

„Vor nichts! Wallensteins Trinkglas und mein Familienheller haben sich vorher zum Glück eingeschlossen, sonst würden sie's wohl eingestekt haben.“

Gisela wurde bei diesem Gespräch, dem sie erst nur mit zerstreuter, dann mit immer schärferer Aufmerksamkeit folgte, abwechselnd roth und blaß. Sie trampfte die Hände zusammen. Sollte sie diese Schmähungen ruhig hinnehmen? Nein! Jeder Blutstropfen in ihr empörte sich dagegen. Wenn man bei einer Beschuldigung, von der man weiß, daß sie falsch ist, schweigt, so macht man sich gewissermaßen zum Mitschuldigen der Verleumdung.

„Das ist nicht wahr, Vater!“ laut und ernst klang die Mädchenstimme durch den großen Saal.

Ein plötzlich überfallenes Verstummen trat ein. Der blinde König neigte seinen Kopf erstaunt lachend vor. König Ludwig trat unwillkürlich näher zu der Sprechenden heran. Die Erzherzogin Mathilde, die verbotene Cigarette zwischen den rosigen Lippen wurde dadurch allen sichtbar.

Die Stiefmama nahm sofort ihre Vorkante vor die turteligen Augen und richtete sie mit unaussprechlicher Empörung bald auf ihre Stieftochter, bald auf deren Freundin Gisela. Sie wußte nicht, was sie mehr entrüstete, das verbotene Rauchen der Stieftochter, oder Gisela's kühner Widerspruch.

Graf Waldstein fuhr mit rothem Kopf herum. „Wilst Du mich vielleicht Lügen strafen?“ schrie er die Tochter an. Sein Ton war in diesem Augenblick kaum salen-, geschweige denn hoffähig.

Graf Hallermund zuckte nervös zusammen. „Recht schlechte Manieren hat der gute Waldstein manchmal. Man kann doch sehr gut ärgerlich werden, ohne deswegen gleich zu brüllen“, flüsterte er einem Nachbarn zu. „Lügen strafen will ich Dich nicht, aber Deinen Irrthum berichtigten.“

Entgegenetzte Gisela. Leise röhre sie in ihr zartes Gesicht. „Ich bin während der ganzen Einquartierungszeit im Palais Waldstein gewesen, Du aber nicht, also kann ich allein beurtheilen, wie es dort zugeht.“

„Du hast Deine Zimmer kaum verlassen bis zum Ausbruch der Cholera, wo Du verrückt genug warst, Dich selbst an die Krankenbetten zu setzen.“

„Sehr anerkennenswerth!“ König Georg war eine zu ritterliche Natur, um nicht eine angegriffene Dame sofort in Schutz zu nehmen. „Gräfin Gisela hat sich geradezu heroisch benommen.“

„Majestät sind sehr gnädig!“ Gisela's Mund zuckte. „Man muß auch dem Feinde gegenüber gerecht sein können — nicht wahr? Ich habe in der schweren Zeit die preussischen Offiziere und Soldaten achten gelernt. Sie sind nicht vom Bett ihrer Kameraden gewichen. Sie haben auch kein Wort gesprochen, das mich verlegen konnte, sondern haben sich stets ritterlich und vornehm benommen. Du hättest Dein Haus ganz, wie Du es verlassen hast, wiedergefunden, Vater, wenn die Aerzte nicht alle die Veränderungen, der Anstaltungsgefahr wegen, verlangt hätten. Natürlich müssen der baulichen Umgestaltungen halber auch einige Zimmer umgeräumt und die Möbel desinfizirt werden.“

„Das ist nur eine bequeme Ausrede. Da febe ich dann die vielen Schäden nicht“, beharrte der alte Graf eigenfinnig.

„Wahrscheinlich schieben Deine Dienstboten alles, was sie selbst seit Jahren zerbrochen oder vernachlässigt haben, jetzt auf die preussische Einquartierung. Ich dachte, Du könntest mir mehr glauben, als ihnen. Wenn ich auch zuerst viel in meinen Zimmern geblieben bin, so habe ich doch täglich früh Morgens einen Rundgang durchs Schloß gemacht und niemals einen von den Preußen verursachten Schaden entdecken können.“

„Natürlich, die sind alle Engel in Deinen Augen — das weiß ich!“ höhnte der alte Graf.

„Welches Regiment lag denn im Palais Waldstein?“ fragte König Ludwig und wollte dabei seinen schlingenden Blick vor der Erzherzogin Mathilde wieder einnehmen.

„Aber die wehrte lächelnd ab. „Bin doch schon entdeckt — und Schelte giebt's fürchterlich!“ Sie zog die Schultern hoch, mit einer kleinen Hofsenbengarnirung, die ihrem süßen Gesicht sehr drollig stand.

„Die Garde dragons, Majestät“, antwortete Gisela. „Der Kommandant starb im Palais an der Cholera. Sein Adjutant, Herr v. Königsd, und ich wachten in der letzten Nacht bei ihm.“

„Königsd, der in Wien zur Botschaft kommandirt war?“ fragte Graf Hallermund lebhaft.

„Derselbe, Herr Graf.“

„Ein rechtliches Zusammentreffen!“ murmelte der Minister.

„Für mich nicht“, entgegnete das junge Mädchen gelassen.

Diese Mittheilung berührte den Minister sehr unangenehm. „Sie sind von Tadel nicht ganz freisprechend, lieber Freund“, wandte er sich etwas spitz an den Grafen Waldstein. „Warum ließen Sie Ihre Tochter in solcher Zeit allein in Prag, allen Gefahren der Anstaltung, allen peinlichen Situationen ausgeliefert?“

„Meinen einzigen Sohn mußte ich in den Krieg schicken“, antwortete Graf Waldstein hitzig. „Warum kann da meine Tochter nicht auch ihre Pflicht thun und wenigstens das Haus hüten? Konnte ich vielleicht wissen, daß die Cholera ausbrechen, und Königsd bei uns einquartirt werden würde? Uebrigens höre ich heute zum ersten Male von dieser Begegnung. Wir sprechen später noch darüber, Gisela.“

(Fortsetzung folgt.)

Jeder ist sich selbst der Nächste — und da soll es den Menschen an Nächstenliebe fehlen? \*

Es heißt, John D. Rockefeller beabsichtige, eine Nordpolexpedition auszurüsten. Vielleicht hofft er, statt des Tranes sein Petroleum bei den Eskimos als Hausgetränk einführen zu können. \*

Die Auffrischung der Kriegssteuern zu Friedenszeiten erinnerte etwas an den „Krieg im Frieden“, mit dem Untertitel, daß es voraussichtlich ein Trauerspiel wird. \*

Das Fußballspiel warf Harvard über \$60,000 Gewinn ab. Es dürfte wohl das rentabelste „Lehrfach“ der Universität sein. \*

Serbische Finanzen: Wie erhalten die Serben am schnellsten Bargeld? Indem sie einen Teil von „Belgrad“ verkaufen. Dann entsteht aus Belgrad — Bargeld. \*

Widerlegt.



Freemder: „... So, das Mannsbild dort ist Euer neuer Bürgermeister? ... Bei dieser Wahl habt Ihr offenbar auch nicht bedacht, daß die Leitung einer Gemeinde nur einer energischen Persönlichkeit übertragen werden soll!“

Einheimischer: „D, das haben wir sehr wohl bedacht — schauen Sie sich nur einmal die Frau Bürgermeister an!“